

„Ich habe bereits geantwortet.“ Bardolfs Stimme war nicht lauter wie ein Flüstern, aber er zitterte nicht.

Auf ein Zeichen ihres Obern traten vier Männer in langen Gewändern und rothen Masken vor dem Gesicht auf den Knappen zu, packten ihn an den Armen und Beinen und warfen ihn auf die Folterbank. Um seine Handgelenke wurden feste Stricke gezogen und die nun ihrer Bande entledigten Arme in gleicher Weise befestigt. Darauf wurden an den oberen und unteren Enden der Bank Handspeichen in die Schrauben gefestigt und die Bänder angezogen, bis die Gliedmaßen des Armes sich zu strecken begannen.

„Wißt Ihr etwas von der geheimen Verbrüderung in Heidelberg, Bardolf Eberswald?“

„Ich weiß von Nichts.“ Auf ein Zeichen des Inquisitors wurden die Schrauben wieder angezogen und sein Opfer fühlte, wie seine Gliedmaßen sich dehnten.

„Noch einmal, ehe wir Euch Glied für Glied auseinanderreißen, redet und Ihr seid frei.“

„Mein Leben gehört meinem Gott; will er es nehmen, so sei es. Mein Gewissen gehört mir, und kein Sterblicher soll mich zwingen, es zu verlegen.“

„Damit sprecht Ihr Euer Todesurtheil.“

„So sterbe ich, ehe ich mich des Lebens unwürdig zeige.“

Schon machten sich die Henkersknechte daran, die fernere Exekution zu beginnen, als eine mächtige Stimme Halt gebot.

„Er hat die Probe bestanden und ist werth, unser Bruder zu sein. Bindet ihn los.“

Wenige Minuten darauf stand Bardolf auf seinen Füßen und zu ihm traten sein Herr und Ritter Viktor von Antiochien, die Masken fielen von allen Gesichtern und manchen einflussreichen Bürger sah der Knappe im Kreise stehen. Der Inquisitor war kein anderer, als Ritter Joseph Berden, einer von Heinrichs besten Herrführern.

„Bardolf Eberswald,“ nahm jener das Wort, indem er ihm die Hand reichte, „Ihr seid einer der Unseren, wenn Ihr den Eid ablegt, den wir Euch vorlesen werden, und den auch Euer Herr geleistet hat. Bardolf erklärte sich dazu bereit und kniete, wie er angewiesen wurde, vor dem Kreuze nieder. Der Eid wurde verlesen und er wiederholte ihn; ein Verlegen desselben hatte die Todesstrafe zur Folge.

„Denkt daran,“ sagte Ritter Joseph, „daß die Dolche Eurer Brüder stets auf Euch gerichtet und daß wir alle gleich an einander gebunden sind.“

Bardolf wurde dann des näheren mit den Zwecken der Verbrüderung vom stählernen Kreuz bekannt gemacht. Ihr erstes Ziel war die Vertilgung der Inquisition auf deutschem Boden, und jedes Mitglied hatte Ehre, Vestigthum und das Leben daran zu setzen. Die Brüder erkannten einander, ähnlich wie unsere heutigen Freimaurer, an gewissen Zeichen, Griffen und Passworten, und gerieth ein Bruder in Gefahr, so war der andere verpflichtet, mit seinem eigenen Leben zu seinem Schutze mitzuwirken.

„Und jetzt,“ nahm der Ritter Berden wieder das Wort, „nachdem Ihr Eure und unsere Verpflichtung kennt, überreiche ich Euch hiermit das Zeichen unseres Ordens als Beweis Eurer Mitgliedschaft. Traget es immer, so lange wir es nicht von Euch zurückfordern, nahe am Herzen, und wenn Ihr fühlte, daß es Eure Brust berührt, erinnert Euch Eurer Pflichten und Eures Eides. Es ist ein heiliger Zweck, dem Ihr dient und die Mit- und Nachwelt werden Euch und uns segnen!“

Mit diesen Worten hing der Großmeister dem neuen Bruder das am schwarzen Bande befestigte Kreuz um den Hals und zeigt ihm noch einmal dessen scharfe Spitze mit dem Ausspruch: Gedenket Eures Eides.“

Es war eine feierliche Szene, wie diese Männer im Verborgenen aufs neue ihre Gelübde wiederholten, das Vaterland aus tiefer Schmach zu befreien, und im Ringen darnach treu zu einander zu stehen. Alle kannten die Gefahr, der sie ins Auge schauten, aber furchtlos und treu standen sie da und waren es auch in der Außenwelt. Spät nach Mitternacht trennten sie sich, einer nach dem andern und schritten dem heimathlichen Heerd zu. Auch Ritter und Knappe fühlten, daß sie jetzt Brüder waren, mehr wie je zuvor.

Drittes Kapitel.

Der Jude.

Am westlichen Ende der Stadt lag das Judenquartier, — eine winkelige krumme Straße und einer der ältesten Theile Heidelbergs. Dort stand zwischen den andern kleinen Gebäuden ein niedriges Haus, dessen eigenthümliche Bauart und vom Zahn der Zeit mitgenommene Zierrathen den Baustil der karolingischen Baumeister errathen ließ. Es stand gegen die andern Gebäude etwas zurück und war von einer festen Steinmauer umgeben, deren schweres eichenes Thor in einen kleinen Vorhof führte.

In dem größeren Zimmer zu ebener Erde stand ein Mann von reichlich sechzig Jahren mit Silberhaar und langem grauem Bart. Seine Gestalt war etwas

gebeugt, aber er schien dennoch rüstig zu sein. Gegen die Gewohnheit seiner Glaubensgenossen — denn seine Züge verriethen deutlich den Juden — trug er schwere silberne Knöpfe an seinem Wamme, in dessen geräumigen Taschen er seine runzeligen Hände barg, und sein äußeres Gewand war von einem mit Diamanten besetzten goldenen Schloß zusammengehalten. Auf dem freundlichen wohlwollenden Gesicht lag eine stolze Würde und sein mildes Auge verrieth den Mann von Herz und Menschenfreundlichkeit.

Dieser Greis war Jakob Dsheim, ein reicher — wenn nicht der reichste Mann in Heidelberg. Für mehr als ein gekröntes Haupt hatte er Juwelen geliefert, und mancher edle Ritter war in das heilige Land mit einer Ausrüstung zum Kampfe gegen die Sarazenen gezogen, welche von seinem Golde bezahlt war. Er war nichts weniger als geizig, wohl aber wahrhaft wohlthätig und mancher arme Christ erinnerte sich mit Dankgefühl des mildthätigen Juden von Heidelberg.

Der Abend war schon weit vorgerückt und sinnend durchmaß Jakob Dsheim sein Gemach. Da öffnete sich die Thür und für einen Augenblick beleuchtete Freude sein Gesicht. Was Wunder auch — denn vor ihm stand ein Wesen, so schön und lieblich, daß selbst die Flamme der silbernen Lampe vor ihr zu erbleichen schien. Es war Jakobs einziges Kind — ein Mädchen von neunzehn Sommern, von leichter sylphidenähnlicher Gestalt und einem Liebreiz im Gesichte, welchem nur ihre Anmuth und Züchtigkeit gleichkamen. Auf den rosigen Wangen lag ein Hauch von Gesundheit und ihre dunklen Augen hatten eine Gluth, daß das Herz jedes Menschenfeindes dadurch hätte erwärmt werden müssen.

„Theurer Vater,“ sagte sie, des Alten Hand ergreifend, „weshalb so spät noch auf?“

„Laß mich die Frage an Dich richten, mein Kind,“ entgegnete Jakob, einen Kuß auf die weiße Stirn drückend.

(Fortsetzung folgt.)

Plauderei über das Rauchen.

Von Karl Funk.

Wir sehen es tagtäglich mit eigenen Augen, daß viele Tausende von Menschen rauchen, obgleich in dem Tabak ein heftig wirkendes Gift enthalten ist, wie es ja jeder Raucher weiß. Es ist deshalb eine auffallende, schwer begreifliche Thatsache, daß der Genuß einer solchen Pflanze in der Weise allgemein werden und sich fast über die ganze bewohnte Erde verbreiten konnte, wie es heute der Fall ist. Diese Sitte stammt ursprünglich aus Amerika, besonders Westindien, wo schon zur Zeit der Entdeckung der neuen Welt bei den Eingeborenen das Tabakrauchen im Gebrauch war. Christoph Columbus, der Entdecker Amerikas, schreibt darüber folgendes in seinem, uns erhalten gebliebenen Tagebuche: „Unterwegs (Cuba) sahen meine Abgesandten mehrere Individuen, Männer und Weiber, welche glimmende Wickeln aus getrockneten Blättern trugen, aus denen sie den Rauch saugen und ihn dann durch Mund und Nase wieder von sich stießen; sie nannten diese Wickeln Tobaccos.“

Der Tabak wurde etwa um das Jahr 1588 von Westindien nach Portugal und von hier einige Jahre später nach Frankreich und England gebracht, worauf er sich allmählich über ganz Europa, nach dem Morgenlande und in die andern Erdtheile verbreitete. Seither raucht die ganze Welt, und Männlein wie Weiblein ergötzen sich heute an dem glimmenden, aromatisch duftenden Kraute.

Bei seinem Bekanntwerden in Europa fand der Tabak anfangs begeisterte Lobredner. Seinen Wohlgeruch nannte man unvergleichlich, und seine Heilkräftigkeit sollte sich bei gar vielen Krankheiten bewähren. Aber bald darauf, als sein Gebrauch allgemein wurde, fand er eben so heftige, wie mächtige Feinde. Es wurden deshalb in vielen Ländern und zu verschiedenen Zeiten Versuche gemacht, das Rauchen zu verhindern. Ja, die Feindseligkeit gegen das würzige Kraut ist so weit gegangen, daß man dessen Verehrer sogar an Leib und Leben strafte. König Jakob I. von England erließ ein Gesetz, daß kein Pflanzler mehr als 100 Pfund baue; auch schrieb derselbe 1619 ein eigenes Buch gegen das Tabakrauchen. Unter Karl I. von England wurde der Tabakhandel zu einem königlichen Monopol erhoben. In Rußland wurde 1643 das Rauchen bei Strafe des Halsabschneidens verboten; zur Aburtheilung dieser Vergehen gab es dort sogar einen eigenen Gerichtshof, die sogenannte „Tabakskammer.“ Besonders auch die Geistlichkeit witterte gegen dieses Laster; Priester und Mönche predigten allenthalben davor, und verschiedene Päpste, wie z. B. Urbau III. und Innocenz XII., drohten mit schweren Strafen. Sogar die Türken suchten den Tabak zu bekämpfen. Sultan Amurath IV. machte das Rauchen auf jede Weise lächerlich und ließ auch ertappte Raucher körperlich bestrafen. In Deutschland predigten die Geistlichen auf den Kanzeln sehr scharf gegen den Raucher. So sprach Scriver, der Verfasser des „Seelenschages“, bei Gelegenheit einer Strafpredigt folgende Worte: „Damit man immer mehr saufen kann, macht man den Hals zur

Feuermauer und zündet dem Teufel ein Rauchwerk von Tabak an.“ Auch an Spottschriften und Spottbildern wider den Tabakgenuß fehlte es in jener Zeit nicht. Ein solches, das in sechs Bildchen die Wirkung des Tabaks in sehr drastischer Weise darstellt, hat folgende Ueberschrift: „Krafft, tugend und Wirkung des hochnützbaren Tabac, durchs A b c gezogen sein gröblich.“ Die beigebrachte Erklärung ist ihrer Derbheit wegen hier nicht wiederzugeben. Troz alledem wurde das „Tabaksaufen“ (Rauchen) so allgemeine Sitte, daß auf allen Schreibstuben, in allen Rath- und Gerichtssitzungen, ja zuweilen in den Kirchen gegen Mäßigkeit und Langeweile geraucht wurde. In der Schweiz wurde das Rauchen unter die Laster gerechnet, und selbst noch im 18. Jahrhundert sagte Jäger, ein berühmter Theolog zu Tübingen, in einer Predigt: „Sie saufen, sie fressen, sie buhlen und — sie rauchen sogar Tabak.“

Später hat man das Rauchen zwar gestattet, aber nur unter nicht immer und nicht für jeden leicht zu erfüllenden Bedingungen. Noch in den vierziger Jahren war es in Wien bei Strafe verboten, auf Straßen und Plätzen der inneren Stadt zu rauchen. Und wie lange ist's her, als man noch vor jedem Dorfe unseres lieben Vaterlandes folgende Warnungstafel fand: „Das Rauchen im Orte ist bei Polizeistrafe 2c.“?

Auch heute hat der Tabak noch viele und erbitterte Feinde, die ihm alles das zur Last legen, was durch unmäßigen Genuß desselben etwa verschuldet wird. So sind es ungefähr zwanzig Jahre her, daß sich in Frankreich eine „Gesellschaft gegen den Mißbrauch des Tabaks“ bildete. Die guten Leute gingen so weit, der Regierung zu empfehlen, statt des Tabaks lieber nützliche Gemüse anzubauen. Ja, einer der berühmtesten französischen Gelehrten hat sogar behauptet, daß Raucher niemals große Männer gewesen seien, noch es je sein würden. Der gute Mann dürfte doch in einem gewaltigen Irrthum sein. Man denke nur einmal an Kant, Friedrich II., Schiller, Napoleon III., Lenau und Büchner. In Wahrheit hat es seit dem Bekanntwerden des Tabaks unter Rauchern, wie Nichtrauchern, kluge und dumme, thatkräftige und schwankende, gute und böse Menschen gegeben.

Aber warum raucht man denn eigentlich? Darauf giebt uns die beste Antwort Lenau in seinem Gedichte „Die drei Zigeuner“, worin es heißt:

„Nicht der zweite die Pfeif' im Mund'
Blühet nach ihrem Rauche,
Als ob er vom ganzen Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.“

Das ist es! Wie jeder eblere Genuß verführt verständnisvolles Rauchen — gedankenloses Drauflos-paffen aber durchaus nicht — die Erbärmlichkeit des Erdenlebens. Wahrlich, es giebt in trüben Stunden kaum einen besseren Tröster, als eine gute Cigarre. Allerdings gehört zum Rauchen, wie zu der Wahl des edlen Krautes ein feines Verständniß, das nicht jedem Menschen eigen ist. Wenn Cigarre Cigarre ist, und wenn es hauptsächlich nur um das Dampfen zu thun ist, der wird den hohen und erhabenden Genuß, welchen das Rauchen bietet, nie verspüren und ist ein gewöhnlicher Schmaucher. Auch hier gilt der Satz: „Sage mir, was du bist, und ich will dir sagen, wer du bist.“

Da giebt es nun wieder Manche, die da sagen: „Mag der Tabak auch ein guter Sorgenbrecher sein, ein Gift für den Menschen ist er aber auch.“ Ist recht geredet. Aber welcher verständige Mensch wird denn so unmäßig diesem Genuße fröhnen, daß er ihm schädlich wird! Allzuviel, und mag es das Schönste und Beste sein, ist immer ungesund. Und haben nicht die drei hervorragenden und von den Dichtern am begeistertsten gepriesenen Genüsse: Wein, Weib und Gesang auch schon unzähligen das Dasein vergiftet! Und überhaupt nicht das Nikotin im Tabak ist es, was solch angenehmen Gaumenkitzel hervorruft, sondern die flüchtigen, aromatischen Oele sind es. Denn je edler der Tabak ist, desto weniger Gift enthält er.

Da aber heutigen Tages der Konsum im Tabak ein ungeheurer ist, so wird viel minderwerthiger Tabak verarbeitet, ja sogar manches Kraut, das zwar Ähnlichkeit mit dem Tabak hat, aber keiner ist. Die Fabrikanten verstehen es eben meisterhaft, durch Saucen und Parfüme aus ganz gewöhnlichen Kohl- u. Rübenblättern die verschiedensten Tabaksorten herzustellen, so daß Auge, Nase und Zunge des Unkundigen leicht getäuscht wird. Denn wenn mancher Mensch auch nur im entferntesten ahnte, was er raucht, er würde sich vor Abscheu schütteln.

Nach obigen Ausführungen muß der oberste Grundsatz eines jeden wirklichen Rauchers darum der sein: „Rauche mäßig, aber gut und mit Verstand!“

wöch
zwan
tag
fertig

J

die

Fabr
bergt
nen,
durch
Eisen
die G
nen,
dem
der G
wiese
erheb

gema
sichtig
und
aufzu
mind
und

buch
Borr
Orter
kann,
bei e
geseh
seiner
Haft

entsp
tretun

das

zirke

jedes

noch

worbe
zu der
tage i

Mitt
Anlieg

Der

1891

am S
Scho
die in
einer
Einb